

Leseprobe aus:
Paul Scheffer
Wozu Grenzen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2019 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



PAUL SCHEFFER



**FREIHEIT IN ZEITEN
VON GLOBALISIERUNG
UND MIGRATION**

Aus dem Niederländischen
von Gregor Seferens

Carl Hanser Verlag

Titel der Originalausgabe:
Paul Scheffer, *De vorm van vrijheid*, De Bezige Bij, Amsterdam 2018

Wir danken der Dutch Foundation for Literature, Amsterdam,
die durch ihre finanzielle Unterstützung
die vorliegende Übersetzung ermöglicht hat.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

I. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26445-8

Copyright © 2018 Paul Scheffer. Originally published
with De Bezige Bij, Amsterdam

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2019 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

INHALT

VORBEMERKUNG

Grenzerkundungen	9
------------------------	---

I DIE RACHE DER GEOGRAFIE

Die Entdeckung des Weltbürgers	27
Tataren in der Vorstadt	41
Der Wert der Nähe	55
Das digitale Schattenbild	69

II EINE ZEIT DER MIGRATION

Der Bonus des Geburtsorts	89
Der Exodus und unser Gewissen	107
Die kritische Grenze neu bewertet	121
Die Rückkehr des Kalifats	137

III DIE LAGE EUROPAS

Nach der Pax americana	153
Eine verborgene Vitalität	169
Szenarien für die Union	183
Ein Zwang zur großen Politik	199
 Nachweise und Dank	 215
Quellenverzeichnis	217
Anmerkungen	227

VORBEMERKUNG

GRENZ- ERKUNDUNGEN

Mit achtzehn stand ich zum ersten Mal an der Mauer, die Berlin in zwei Teile schnitt. Ich sah die gespenstische Szenerie von der ostdeutschen Seite aus, als einer der Abgesandten, die unser Land bei den Weltfestspielen der Jugend im Sommer 1973 vertraten. Wir waren am Rand der Stadt einquartiert, und von meinem Fenster aus konnte ich aus der Nähe die Wachtürme und Scheinwerfer entlang der Mauer sehen. Die offizielle Bezeichnung lautete *Antifaschistischer Schutzwall*, doch in Wirklichkeit handelte es sich um eine Ummauerung des Kommunismus. Der »Schutzwall« stand dort, um die eigenen Bürger am Verlassen der DDR zu hindern.

Sechzehn Jahre später stand ich eines Sonntagmorgens auf dem Potsdamer Platz und beobachtete, wie dort ein Kran das erste Segment der Mauer aus seinen Fugen zog. Drei Tage zuvor, an jenem historischen 9. November 1989, war die Mauer gefallen. Eine riesige Menschenmasse hatte sich versammelt. Ich stützte mich auf die Schulter eines fröhlichen Grenzpostens, um das Schauspiel besser betrachten zu können. Achtundzwanzig Jahre lang war dieser ehemalige Verkehrsknotenpunkt der Stadt eine unüberwindliche Barriere gewesen. Jetzt füllte das Niemandsland eine ausgelassene Menge, und so erlebten wir den Beginn einer neuen Idee vom Alten Kontinent.

Ich erinnere mich noch gut an das Gefühl der Erleichterung während der Jahre nach dem Kalten Krieg. Endlich waren wir von diesem Eisernen Vorhang erlöst, der Europa so brutal geteilt hatte. Die Herrschaft Moskaus über den östlichen Teil des Kontinents war beendet, und die sogenannte »Friedensdividende« wurde schnell verprasst. Bei

der Verteidigung konnte man kräftig sparen, denn die Sorgen hinsichtlich der territorialen Integrität und Grenzsicherung gehörten der Vergangenheit an. Nach der Wende von 1989 würde alles anders werden.

Und jetzt, ein Vierteljahrhundert später, reden wir fortwährend über Grenzen. Der Zustrom von Hunderttausenden von Flüchtlingen beschäftigt die Gemüter. Es scheint Einigkeit darüber zu geben, dass es notwendig ist, die europäischen Außengrenzen besser zu schützen, doch diese Einigkeit zieht zu wenig Tatendrang nach sich. Entscheidungen werden auf die lange Bank geschoben. Das hat auch mit einer moralischen Verlegenheit zu tun: Mit welchem Recht können wir anderen verbieten, sich bei uns niederzulassen?

In diesem Buch geht es um die offene Gesellschaft und ihre Grenzen. Zurückblickend wird mir bewusst, dass mir dieses Thema schon lange durch den Kopf geht. Es ist mehr als ein Thema unter anderen, denn letztendlich war es die Suche nach Grenzen, die mich zum Schreiben angespornt hat. In meinem Fall entspringt das Bedürfnis, etwas in Worte zu fassen, aus dem Willen, Dinge zu ordnen. Das ist der einzige Weg, das Chaos zu bezwingen, denn wer sich der Welt öffnet, der fühlt sich sehr bald schon durch die Vielzahl der Ereignisse, durch das Tempo, mit dem ein Eindruck den anderen verdrängt und durch die Kakophonie der Ideen, die umgehen, überfordert. Ich habe jedenfalls das starke Bedürfnis, die Welt in meinem Kopf mit Argumenten zur Ruhe zu bringen.

Dazu gehört das Pendeln zwischen innen und außen: Nachdem ich mich für eine Zeit ins Getümmel gestürzt habe, suche ich stets wieder die Stille. Um die Dinge in ihrem Zusammenhang zu erkennen, muss ich die Außenwelt auf Distanz halten. Mehr noch: Nur indem ich eine Innenwelt pflege, bin ich in der Lage, mein kleines Ideengebäude zu errichten. Gerade durch die Abgrenzung werden Gedanken an die Oberfläche gezwungen. Das habe ich mein Leben lang mit mehr oder weniger Erfolg versucht zu tun. Die Straße und das Arbeitszimmer

gehören zusammen, doch alles hat seine Zeit, die Innenwelt und die Außenwelt dürfen sich nicht zu stark vermischen.

So betrachtet ist es nicht verwunderlich, dass ich schon lange versuche, über die Bedeutung von Grenzen nachzudenken. Am Anfang meiner Erkundungen stand eine Mischung aus Neugierde und Angst, Triebfedern, die ich nie als etwas Gegensätzliches empfunden habe. Vielleicht ist die Kombination dieser beiden Beweggründe ja sogar die Wurzel aller Grenzerkundungen: Die Bedrohung, die von etwas Unbekanntem ausgehen kann, hat mich oft dazu gebracht, in fremden Territorien umherzustreifen. Letztendlich siegte in den meisten Fällen die Neugierde über die Furcht. Ich habe meine Ängste im Zaum gehalten, indem ich auf alles zugegangen bin.

Die Aggression, die nach der Veröffentlichung meines Essays über das »multikulturelle Drama« im Januar 2000 in der Luft hing, steht mir noch deutlich vor Augen. Das war keine schöne Zeit, doch indem ich fast alle Einladungen zu Lesungen oder Diskussionen annahm, konnte ich den Widerstand, den ich bei manchen hervorgerufen hatte, zu mir durchdringen lassen. Zugleich gab ich den Menschen die Möglichkeit, ihre Wut in Worte zu fassen. Durch den Austausch der Argumente gelang es oft, für ein Auftauen der frostigen Atmosphäre zu sorgen. Der Organisator eines Treffens in türkischen Kreisen schickte mir nach einem wieder einmal schwierigen Gespräch einen freundlichen Brief, in dem er auf ein Sprichwort verwies: »Ein wahrer Freund spricht auch bittere Worte.«

Mich interessiert, was auf der anderen Seite der Grenze passiert. Darum habe ich der Vorstellung, dass wir in einem Land ohne Grenzen leben, immer misstraut. Dieses Selbstbild zeugt von einer ausgesprochen nach innen gewandten Haltung. Denn was gibt es noch zu entdecken, wenn es keine Außenwelt mehr gibt? Den Wert des Überschreitens von Grenzen kann nur der verstehen, der bereit ist, die Bedeutung von Grenzen zu erkennen.

Die Neugierde habe ich mit der Muttermilch eingesogen: Mein

Großvater, Herman Wolf, wurde in Köln geboren, der andere, Lou Scheffer, in Batavia, dem heutigen Jakarta. Bereits früh wurde mir zu verstehen gegeben, dass es auf der Welt nicht nur die Niederlande gibt. Ich bin in einem liberalen Milieu aufgewachsen, in dem man die Romane von Jean-Paul Sartre und Heinrich Böll verehrte – eine kleine französisch-deutsche Versöhnung. Doch auch der Jazz von Nina Simone und Stan Getz wurde gerne gehört – eine kleine schwarz-weiße Versöhnung.

Das Einzige, wofür es bei uns zu Hause kein Verständnis gab, war Religion; die betrachtete man als Quell aller Intoleranz. Mich interessierte Religion durchaus. Einmal kaufte ich als Schüler eine Bibel und bekam dafür einen Rüffel von meiner Mutter. Ein solches Buch wollte sie nicht im Haus haben: »Lies lieber die Bücher von Jan Wolkers, davon hast du mehr.« Ich weiß nicht, ob sie damit recht hatte, aber ich weiß wohl, dass Wolkers, der sich in seinen oft freizügigen Texten kritisch mit dem calvinistischen Milieu seiner Jugend auseinandersetzte, dieser Ansicht entschieden widersprochen hätte.

Außer der Neugierde wurde mir auch die Furcht schon in jungen Jahren mitgegeben. Manchmal denke ich, dass Ängste subkutan von Generation zu Generation weitergereicht werden. Als ich nach dem Tod meiner Mutter ihre Wohnung auflöste, fand ich den aus der Zeit der Besatzung stammenden Haftbefehl für meinen Vater und ein paar Briefe, die er aus dem Lager in Amersfoort an seine Eltern geschrieben hatte. Der Krieg war bei uns nie ein Gesprächsthema, die Kinder durften damit nicht belastet werden. Gleichzeitig war die Geschichte überaus präsent, gerade weil es unvorstellbar war, darüber zu reden.

Die Grenze ist für mich zunächst eine Kindheitserinnerung: Es gab eine Grenze, die wir nicht überschreiten durften, die zu Deutschland. Meine Mutter wollte das nicht, bis weit in die Siebzigerjahre hinein. Das war merkwürdig, denn wir wohnten in unmittelbarer Nähe der Grenze, in Arnheim. Die Grenzstation in ihrem Kopf war eine Reminiszenz an ihren jüdischen Vater, der um die Jahrhundertwende mit

seinen Eltern nach Amsterdam gezogen war. Wir durften die Grenze nicht überqueren, die er zuvor in umgekehrter Richtung überschritten hatte.

Herman Wolf war mein Großvater mütterlicherseits. Sein Leben und Werk im Amsterdam der Dreißigerjahre war Teil einer literarischen Generation, die sich für den Humanismus begeisterte, die aber zugleich von einem tiefen Pessimismus erfüllt war. Philosophisch geprägt durch Schopenhauer und Nietzsche, doch auch gezeichnet durch den Ersten Weltkrieg, stand diese Generation am Beginn eines Jahrhunderts, das heute als ein Zeitalter der Extreme umschrieben wird. Wolf erlebte den Aufstieg von totalitären Strömungen, und er versuchte, dem einen sanftmütigen Humanismus gegenüberzustellen.

Ein Schock des Wiedererkennens traf mich, als ich vor Jahren las, was Herman Wolf im fatalen Jahr 1933, kurz nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler, schrieb: »Das ist die problematische, ja tragische Situation des Humanisten in unserer Zeit: Er ist zutiefst davon überzeugt, dass der Glaube an den alleinigen Wert der Rasse, des Volkes, der Partei zur gräulichsten Schändung des reinen und wahrhaft Menschlichen führt.« Worin gründet denn die tragische Situation des humanistischen Denkers? »Er kann diese Überzeugung anderen nicht an konkreten Formen und Symbolen verdeutlichen; er muss immer wieder zusehen, wie die anderen, die sich auf das Blut, die Rasse, das Volk, die Kirche, die Partei berufen, Millionen Anhänger, Jünger und Gläubige finden, und dass man ihn der Schwäche und Halbheit bezichtigt, weil er nur in ›vagen Begriffen‹ und ›in der Schwebe bleibenden Begriffen‹ über die ›potenzielle Einheit‹ des Menschlichen zu sprechen vermag.«

Dieses Problem ist auch heute von großer Bedeutung. Wir erleben derzeit erneut das Aufeinanderprallen von Offenheit gegenüber der Welt und Hege der Eigenart. Die Frage, die mich schon seit Jahren beschäftigt, ist: Müssen wir zu der Schlussfolgerung kommen, dass

Identifikation mit einem Volk einerseits und die Verbundenheit mit der Menschheit andererseits einander unversöhnlich gegenüberstehen, oder ist es möglich, diesen Zwiespalt zu überbrücken?

Wir stellen auch heute – in vieler Hinsicht natürlich eine andere Zeit – fest, dass es schwierig ist, einem Humanismus Form zu geben, der widerstandsfähig ist und die Berufung auf Eigenart übersteigt. Unter Humanismus verstehe ich ein Plädoyer für das allgemein Menschliche im Unterschied zu der Vorstellung, dass kulturelle Andersartigkeit nicht überbrückt werden kann. Um dieses Dilemma zu Herman Wolfs Zeit und in unserer Zeit wird es in diesem Buch gehen.

Hinter der Bemerkung über die Tragik des Humanismus verbirgt sich ein großes philosophisches und gesellschaftliches Problem: Finden wir in der Geschichte eine schrittweise Verbesserung, oder taucht dasselbe Übel in immer wieder neuer Gestalt auf? Unterschätzt man den Fortschritt nicht, wenn man stets wiederholt, dass der Firnis der Zivilisation sehr dünn ist? Oder hat der Fortschritt vor allem materiellen Charakter, und wir müssen feststellen, dass Gesellschaften in moralischer Hinsicht nicht besser geworden sind?

Wolfs Werk ist von einer unausweichlichen Einsicht durchdrungen: Der Humanismus ist immer auch ein Pessimismus. Inspiriert wurde er dazu von Arthur Schopenhauer, über den er als Zweiundzwanzigjähriger einen umfangreichen Aufsatz veröffentlichte. Er war nicht der Einzige, der durch diesen Philosophen stark geprägt wurde. Ein Autor wie Thomas Mann bewunderte in Schopenhauers Werk die Verbindung von »Melancholie und Menschenstolz«. In einer Zeit, in der menschliche Werte derart mit Füßen getreten wurden – Mann schrieb dies 1938 –, war die Kombination von Pessimismus und Humanismus von unschätzbbarer Bedeutung.

Bescheidenheit steht an vorderster Stelle in einer Philosophie, die dem Hochmut des Glaubens an den Fortschritt die Vergänglichkeit gegenüberstellt. Dieser Pessimismus ist notwendig, um die Fantasie immer wieder aufs Neue mit Vorstellungen von Verfall zu reizen.

Ohne ihn nutzt sich das Anpassungsvermögen in der Gesellschaft ab. So verstanden ist der Pessimismus kein Klagegesang, sondern eine Gegenmelodie. Er ist ein notwendiges Korrektiv des Fortschritts-glaubens, weil der Mensch immer eine Gefahr für andere und für sich selbst darstellt, und sei es auch nur, weil alles Handeln unbeabsichtigte Folgen hat.

Dieser Familienhintergrund hat mich übrigens nie dazu gebracht, mich nach dem Krieg noch gleichsam der »Widerstandsbewegung« anzuschließen, eine Versuchung, der viele Zeitgenossen erlegen sind: Alles, was deutsch schmeckte oder klang, verurteilten sie. Ich selbst war beeindruckt von der Gewissenhaftigkeit, mit der man in unserem Nachbarland die Vergangenheit aufarbeitete. Hinzu kam, dass ich zu Beginn der Achtzigerjahre mehr und mehr zu der Überzeugung gelangte, dass die deutsche Wiedervereinigung einen unverzichtbaren Teil der europäischen Integration darstellt, nicht unbedingt als ein Endpunkt, sondern vielleicht sogar als ein Ausgangspunkt. Das brachte mir etliche ablehnende Reaktionen ein, denn für viele war die Teilung Deutschlands nichts weniger als ein moralisches Gebot, eine Art Wiedergutmachung für das übrige Europa.

Ich lernte das Werk Martin Walsers kennen und später auch den Autor selbst. Er überzeugte mich davon, dass man die Unterdrückung von 17 Millionen Menschen in Ostdeutschland nicht stillschweigend hinnehmen konnte. Die Teilung seines Landes könne unmöglich mit der Kriegsschuld gerechtfertigt werden. Ihn entsetzte die These seines schreibenden Altersgenossen Günter Grass, der meinte, die Deutschen hätten nach Auschwitz das Recht auf Selbstbestimmung verloren. Kein Verbrechen könne dadurch gesühnt werden, indem man ein Volk zum Gefangenen seiner Geschichte mache, sagte Walser. Die oft plumpe Art und Weise, mit der in jedem Gespräch über Deutschland »Auschwitz« angeführt wurde, bestärkte ihn in der Vermutung, dass die Erinnerung für politische Zwecke instrumentalisiert wurde.

Auf einen vergleichbaren Gedanken stieß ich bei Arnulf Baring, der im Zusammenhang mit der Friedensbewegung vom »neuen Größenwahn« seines Landes sprach. Gerade weil man im Krieg an einen moralischen Tiefpunkt gelangt war, meinten – seiner Ansicht nach – viele Westdeutsche, das Land sei nun zum moralischen Eichmaß Europas geworden. Seine Kritik bestätigte meinen Eindruck: Ich beobachtete viel gut gemeinte Gängelei bei unseren östlichen Nachbarn. Ein paar-mal habe ich die am eigenen Leib erfahren, vor allem in Form von Zensur, die ausgeübt wurde, um unerwünschte Meinungen zu unterdrücken. Wenn mir das heutige Deutschland Angst macht, dann gerade wegen dieser moralischen Selbstüberschätzung.

Auch längere Aufenthalte in Paris und Warschau – zwei Städte, in denen ich als Korrespondent gearbeitet habe – lehrten mich viel über die historische Bedeutung von Grenzen. Vor allem die Zeit in Polen zu Beginn der Achtzigerjahre veränderte meinen Blick auf die Welt. Aus der Geschichte eines Landes, das von seinen Nachbarn wiederholt von der Landkarte getilgt und das nach dem Zweiten Weltkrieg auf ebendieser Landkarte nach Westen verschoben wurde, zog ich den Schluss, dass Grenzen mit existenziellen Ängsten verbunden sind. Bis auf den heutigen Tag reagiert man in Polen äußerst gereizt auf eine Verletzung von Grenzen, wie sich auch an der starken Ablehnung von Flüchtlingen und Migranten zeigt.

Nach dem Ende des Kommunismus sagte ein polnischer Minister zu mir: »Durch die Wiedervereinigung Deutschlands haben wir Polen, wie auch die Tschechen, eine gemeinsame Grenze mit dem Westen.« In diesem Satz sind viele Erfahrungen versammelt, vor allem aber das Gefühl der Verletzlichkeit, welches das Land schon seit Hunderten von Jahren begleitet. Dies ist eine Angst, die wir im sicheren Teil Europas nicht wirklich nachempfinden können. Wohl aber können wir uns bemühen zu verstehen, dass unser Kontinent von Warschau aus betrachtet anders aussieht als von Brüssel aus. Einst lehrte mich der polnische Autor Ryszard Kapuściński, dass für die Bevölke-

rung in Ostpolen der Zweite Weltkrieg nicht mit dem Überfall Hitlers angefangen hat, sondern mit der Invasion Stalins. Auch machte er mir bewusst, dass solche Erfahrungen den Blick schärfen. »Die Angst hat große Augen«, schrieb Kapuściński später.

Mein Bild von den Niederlanden veränderte sich während dieser Zeit im Ausland ebenfalls. Die Vorstellung, dass wir in einem Land ohne Grenzen leben, bringt ein ziemlich verzeichnetes Bild von unserer Umgebung mit sich. Von diesem Gedanken ausgehend, schrieb ich Ende der Achtzigerjahre das Buch *Eine zufriedene Nation*, wobei das »zufrieden« nicht als Kompliment gemeint war. Das Motto entnahm ich einem Buch des Rechtsgelehrten Joost van Hamel, das dieser nach dem Ersten Weltkrieg, in dem die Niederlande neutral geblieben waren, veröffentlichte: »Zum Ruhepunkt bestimmt, schien unsere Staatskunde die Welt auch mehr und mehr als an einem Ruhepunkt angelangt zu betrachten. Vergessen wird dabei allzu oft, dass andere Länder und Völker keineswegs immer genauso empfinden. Von dem ständigen Element der *Unruhe* und der *Verschiebung*, das in einem Erdteil wie Europa stets weiterkeimt, darf sich der Blick nicht abwenden.«

Diese Worte haben ein Jahrhundert später noch immer dieselbe Aussagekraft: Wir erwarten zu oft, dass andere Länder sich unserer Betrachtungsweise anpassen. Das deutet darauf hin, dass wir weniger gut über die Grenzen schauen können, als wir zu denken geneigt sind. Gerade indem ich im Ausland lebte und vor allem arbeitete, sah ich die Borniertheit meines eigenen Landes besser. Meine vorläufige Schlussfolgerung lautete, dass ein wahrhafter Kosmopolitismus nicht im Leugnen von Grenzen besteht, sondern in der Erkundung dieser Grenzen und in dem Versuch, sie zu überschreiten.

Daher rührt auch meine Verärgerung über die Worte, die Harry Mulisch anlässlich der Eröffnung der Frankfurter Buchmesse im Jahr 1993 sprach. Der Autor sagte: »Wenn in diesem Land eine Gruppe

von Leuten ›Deutschland! Deutschland!‹ brüllt, dann ist das beängstigend; und zugleich ist es undenkbar, daß eine Gruppe von Deutschen ›Die Bundesrepublik! Die Bundesrepublik!‹ rufen würde. Deshalb ist die Bundesrepublik in Ordnung, Deutschland jedoch nicht in dem Maße. Die Vorstellung, daß man in meinem Land außerhalb eines Fußballstadions ›Holland! Holland!‹ brüllen würde, ist absolut lächerlich. Darum ist es in Holland gar nicht mal so schlecht.«

Der Nationalismus wurde von Mulisch munter als »Denkfehler« behandelt, und das schien ihn des weiteren Nachdenkens über dieses Phänomen zu entheben. Es gibt eine Reihe von Ländern in Europa, wo dieser »Denkfehler« zu einer Tradition geronnen ist. Das grenzenlose Lebensgefühl hat dort nie eine Chance gehabt, weil die Loslösung vom Ort der Geburt mit Gewalt einherging. Mulisch sagte nicht viel mehr, als dass wir schon seit langer Zeit glauben, dass die Niederlande nicht wirklich bedroht werden; und wir haben die Fähigkeit verloren, die Bedrohung in den wenigen Momenten zu erkennen, in denen tatsächlich Gefahr besteht.

Ich schrieb damals, dass ich in den Worten Mulischs die Bestätigung für den holländischen Hochmut sähe: Wir sind mit uns selbst zufrieden, mehr noch, wir betrachten unser Land als Vorreiter und messen andere an uns. Wir merken dabei nicht, wie viel versteckter Stolz, man kann durchaus auch sagen: Nationalismus in diesem augenscheinlich entspannten Selbstbild mitschwingt. Dass Mulischs Rede in Deutschland von vielen weniger als ein Zeichen der Offenheit, sondern vielmehr als Ausdruck des Misstrauens wahrgenommen wurde, kann ich mir vorstellen. Hier muss hinzugefügt werden, dass nicht wenige unserer liebenswürdigen Nachbarn sein Misstrauen hinsichtlich der kurz zuvor erfolgten Wiedervereinigung teilten: Sie fürchteten wie Mulisch die Rückkehr des Nationalismus.

Zwischen den Zeilen lesen ist nicht leicht in einem anderen Land. Das wurde mir klar, als ich anfang, mich mit dem uneinigen Belgien zu beschäftigen. Wenn wir uns nicht für den Sprachenstreit unserer

Nachbarn interessieren, was wollen wir dann über Europa als Ganzes sagen? In Flandern muss man niemanden daran erinnern, dass Grenzen durchaus eine Rolle spielen. Liberalen Politikern wie Guy Verhofstadt und Karel De Gucht habe ich gelegentlich die Frage gestellt, welche Lehren sie für Europa aus dem langsamen Auflösungsprozess Belgiens ziehen. Darauf bekam ich meist eine unbefriedigende Antwort. Aber wie können sie mit so viel Vertrauen von der Einswerdung von mehr als zwanzig Ländern sprechen, wenn es ihnen nicht einmal gelungen ist, den flämischen Nationalismus einzudämmen?

Der Autor Geert van Istendael hat dieses Problem schön zusammengefasst: »L'Europe sera belge ou ne sera pas.« Frei übersetzt: Europa muss sich gemäß dem Vorbild Belgien zu einer mehrsprachigen Demokratie entwickeln, oder es wird scheitern. Das schrieb er Ende der Neunzigerjahre, als Belgien noch recht gut funktionierte. Inzwischen aber sind zwanzig Jahre vergangen, und die Wallonen und Flamen treiben immer weiter auseinander. Wie weit kann die Einiung Europas gehen, wenn es diesen Nachbarn in nur einem Land so schwer fällt, zu einem Kompromiss zu gelangen?

Und so setzte ich meine Suche nach dem Wert von Grenzen fort. 1996 machte ich für den niederländischen Fernsehsender VPRO eine Serie mit dem Titel *Warten auf die Barbaren. Europas Grenzen*. Ausgangspunkt der Reihe war die Frage: Wie wird es uns ohne das Feindbild ergehen, das uns während des Kalten Kriegs einte? Der Titel entstammt dem berühmten Gedicht von Kavafis, in dem es um die Zweifel geht, die aufkommen, als deutlich wird, dass die Barbaren nicht kommen: »Warum jetzt plötzlich diese Unruhe und Verwirrung? / (...) Weil die Nacht gekommen ist und die Barbaren doch nicht / Erschienen sind. Einige Leute sind von der Grenze gekommen / Und haben berichtet, es gebe sie nicht mehr, die Barbaren. / Und nun, was sollen wir ohne Barbaren tun? / Diese Menschen waren immerhin eine Lösung.« Kavafis lädt mit diesen Versen zur Selbstreflexion ein: Die Trennlinie

zwischen Zivilisation und Barbarei ist viel dünner, als wir denken. Im besten Fall brauchen wir keine Bedrohung von außen, um unsere Schwächen zu besiegen.

In den einzelnen Sendungen debattierten Politiker und Philosophen miteinander, unter anderem Helmut Schmidt, Francis Fukuyama, Jacques Attali und Peter Sloterdijk. Letzterer sagte im Gespräch mit Attali: »Was die Haut für einen Menschen ist, ist die Grenze für einen Staat.« Und er fügte hinzu: »Nur Engel haben keine Haut, doch wir sind nicht himmlisch, wir gehören der Erde an.« Sloterdijk arbeitete damals an seiner großen dreibändigen Kulturgeschichte *Sphären*, die von dem Raum ausgeht, in dem der Mensch sich befindet. Die Frage, wie in einer grenzenlosen Welt noch Geborgenheit entstehen kann, ist nach Sloterdijk Ursache für die moralische Panik, die für unsere Zeit charakteristisch ist.

Durch seine Arbeiten fing ich zum ersten Mal an, die Probleme rund um Grenzen als ein philosophisches Problem zu betrachten. Ein Satz Hegels hatte mich schon früher angeregt: »Etwas ist nur *in* seiner Grenze und *durch* seine Grenze das, was es ist.« Ich fragte mich, ob das nicht auch für eine offene Gesellschaft gilt. Kann eine Demokratie von Dauer ohne Begrenzung von Dauer sein? Wenn Freiheit nur in einer Form gedeiht, ist diese grenzenlose Zeit dann nicht der Vorbote einer neuen Unfreiheit?

Diese Fragen drängten sich auch nach der Jahrhundertwende weiter auf. Damals bekam der Umgang mit Grenzen eine neue Dringlichkeit durch die Migration, die mich mehr und mehr beschäftigte. Ich habe in Paris und Amsterdam die Ansiedlung großer Gruppen von Neuankömmlingen aus nächster Nähe miterlebt, und ich fragte mich, wie es um meine Toleranz bestellt war. So wurde mir die moralische Verlegenheit in Bezug auf Grenzen bewusst. Ich dachte: Wenn der wohlmeinende Teil der Gesellschaft keine Worte mehr hat, um Grenzen zu markieren, dann kommt früher oder später – und wahrscheinlicher früher – der Moment, in dem Menschen mit autoritärem Einschlag

diese Grenzen ziehen werden. Der Ruf, die Grenzen zu schließen, ist nie weit entfernt, wenn ihm ausschließlich ein Plädoyer für offene Grenzen gegenübersteht. Und ich erwähne es ausdrücklich: Die Verlegenheit, von der ich spreche, ist auch meine eigene.

Migration ist der sichtbarste Aspekt einer Welt, die kleiner ist denn je. Die Entfernungen sind geschrumpft, wir können uns den Nöten der übrigen Welt nicht mehr entziehen. Die ethnische Vermischung ist ein alltägliches Phänomen in Städten, in denen mehr als einhundert Nationalitäten wohnen. Und der Widerstand gegen diese Vermischung hat zugenommen, nicht nur bei den Alteingesessenen. Auch in Kreisen der Neuankömmlinge gibt es manche, die, zum Beispiel aufgrund frommer Religiosität, den Kontakt zum Einwanderungsland so stark wie möglich einschränken wollen.

Die Flüchtlingskrise macht unser Unbehagen deutlicher denn je. Welchen Rechtfertigungsgrund können Grenzen eigentlich haben? Wer sind wir, dass wir anderen den Zugang zu unserem Hoheitsgebiet verweigern? Sind Bürgerrechte nicht dasselbe wie Menschenrechte? Staatsbürgerschaft kann doch nicht davon abhängig sein, wo unsere Wiege gestanden hat? Aber Gemeinschaften können nicht ohne irgendeine Art von Begrenzung existieren. Das Recht zu bestimmen, wer zu dieser Gemeinschaft zugelassen wird und wer nicht, ist dafür essenziell.

Wir haben eine lange Reihe von Jahren hinter uns, in denen es in erster Linie um die Ausweitung von Freiheit ging. Dies war eine Reaktion auf die Gesellschaft der Fünfzigerjahre, die in zunehmendem Maße als beklemmend und obrigkeitshörig empfunden wurde. Grenzüberschreitung war für viele meiner Generation ein Gebot. Das Leben bot uns einen immer weiter zurückweichenden Horizont, eine grenzenlose Welt war das höchste Ideal. Doch wie lebbar ist dieses Ideal heute noch? Ich bin zu der Überzeugung gekommen, dass eine offene Gesellschaft nur innerhalb von Grenzen gedeihen kann. Es wird daher

im Folgenden auch nicht um die Grenzen der Freiheit gehen, sondern um die Freiheit der Grenze.

Wie viel Begrenzung erfordert eine zivilisierte Gesellschaft, die die Menschenrechte fördern will? Unsere erste Aufgabe ist es, die Gesellschaft an den Normen zu messen, die sie selbst für verbindlich hält. Die Geschichte der europäischen Zivilisation ist auch eine der Barbarei, deren Tiefpunkte die Sklaverei in den Kolonien und die Genozide auf eigenem Boden waren. Aber durch eine Gemeinschaft, die von dieser historischen Verantwortung durchdrungen ist, kann sich doch nicht bedingungslos allen Nöten dieser Welt öffnen.

Die Erfahrung lehrt, wie schwierig es ist, eigene Befangenheiten zu überwinden. Wer sich ein Bild vom alten Kontinent machen will, kommt nicht um die Traditionen, Identitäten und Traumata herum, mit denen die Geschichte aller Länder getränkt ist. Die Kunst des Kosmopolitismus besteht daher auch in erster Linie in Bescheidenheit. Es geht darum zu erkennen, dass Grenzen bedeutungsvoll sind, und um die Fähigkeit, sich in andere Sichtweisen hineinzusetzen.

Der Umgang mit Grenzen ist möglicherweise das große Problem unserer Zeit. Jetzt, da Grenzen wegzufallen scheinen, ist die Form der Freiheit zu einer drängenden Frage geworden. Meine Erkundungen führen mich nicht zu einer nostalgischen Schlussfolgerung, im Gegenteil: Ich suche nach einem modernen Fortschrittsideal. Können wir, ausgehend von dem Gedanken, dass Grenzen Freiheit ermöglichen, auf eine dauerhafte Weise den Kreis der Menschen erweitern, mit denen wir uns identifizieren? Ist es möglich, einer übernationalen Gemeinschaft Form zu geben?

Dabei steht die Zukunft des europäischen Projekts im Mittelpunkt. Das sollte der Quell unserer Hoffnung sein, ist aber öfter Quell der Verzweiflung. Wir sehen mit einem Mal, wie baufällig die Europäische Union geworden ist. Uns wird jetzt bewusst, dass das Schicksal der griechischen, der rumänischen oder französischen Bürger uns berührt. Dennoch scheinen die mentalen Distanzen zwischen Nord und

Süd, Ost und West durch die Krise im Umfeld der europäischen Währung und der gemeinsamen Grenze größer geworden zu sein.

Wir haben die Binnengrenzen abgeschafft, ohne uns ausreichend Gedanken über unsere Außengrenzen zu machen. Dabei müssen wir nur an die Kriege in unserer unmittelbaren Umgebung und den Flüchtlingsstrom denken, der das Ergebnis dieser Konflikte ist. Wie kann eine Schicksalsgemeinschaft in Europa geformt werden, ohne gleichzeitig der Welt den Rücken zuzukehren? Die Nöte der Länder, die an die erweiterte Union grenzen, stehen uns deutlich vor Augen, doch können wir wirklich zu Frieden und Wohlstand in Staaten wie der Ukraine, der Türkei, Syrien und Ägypten beitragen?

Dauerhafte Anteilnahme an der weiteren Welt erfordert eine Zukunftsvision. Im Gegensatz zu der weit verbreiteten Vorstellung, die westlichen Gesellschaften seien von einer Angst vor der Zukunft erfasst, gibt es genug Hinweise darauf, dass Mehrheiten Veränderungen gegenüber offen sind, wenn man ihnen Orientierung bietet. Ohne Halt verkriechen Menschen sich in ihr Schneckenhaus.

Eine zukunftsorientierte Vorstellung beginnt damit, dass wir den rationalen Kern der Kritik an der Globalisierung verstehen und nicht jedes Unbehagen als irrational abtun. Von »Wutbürgern« zu sprechen steht diesem Ausgangspunkt diametral gegenüber. Eine solche Psychologisierung ist mit großen Problemen behaftet. Diese Interpretation suggeriert emotionale Nähe – »Wir können deine Angst nachempfinden« –, schafft aber Distanz. Es geht nämlich immer um das Unbehagen anderer, die von unbewussten Motiven geleitet werden, um nicht zu sagen von Wahnvorstellungen. Das Aufeinanderprallen von Interessen und Vorstellungen in einer Zeit der Globalisierung wird nicht ernst genommen. So endet die Debatte, noch ehe sie begonnen hat.

Außerdem kann ein bisschen Selbstreflexion nicht schaden. Dabei stellt man sehr bald fest, dass es auf allen Seiten des politischen

Spektrums Angstszenarien gibt. Anhänger Europas, die prophezeien, dass es Krieg geben wird, wenn der Euro scheitert, malen ebenso Unheilsvisionen an die Wand wie die Gegner ebendieses Euros. Die vielen Millionen Menschen, die in den Achtzigerjahren in Europa gegen die Stationierung von Kernwaffen demonstrierten, trieb die Angst vor einem Atomkrieg.

Wir werden uns hier mit den Folgen beschäftigen, die verschwimmende Grenzen für eine offene Gesellschaft haben. Der polnisch-britische Soziologe Zygmunt Bauman stellt das Problem in einen breiteren Zusammenhang: »Ich betrachte die Geschichte als ein Pendel, das hin- und herschwingt zwischen Freiheit und Sicherheit. Wir können nicht ohne die beiden, aber sie lassen sich nur sehr schwer miteinander versöhnen. Freiheit ohne Sicherheit ist die Situation, die wir jetzt gerade erleben.« Anders ausgedrückt: Eine grenzenlose Welt kann in neuer Unfreiheit enden.

Diese Erkundungen beginnen mit einer philosophischen Betrachtung über die Bedeutung des Kosmopolitismus. Auf diesen kleinen Exkurs folgt eine empirische Betrachtung der Globalisierung (Teil 1). Danach untersuchen wir die Ursachen und die Folgen der Migrations- und Flüchtlingskrise (Teil 2). Schlussendlich erkunden wir die Lage Europas: Die neue Weltunordnung wird analysiert und verschiedene Szenarien, wie sich die Europäische Union in Zukunft entwickeln könnte, werden besprochen.